

Bibliotheksgespräche

Die gesellschaftliche Aufgabe der Bibliothek

**PATRICK BAZIN (PARIS) IM GESPRÄCH MIT
ULRICH JOHANNES SCHNEIDER (LEIPZIG)**

Ulrich Johannes Schneider (UJS): Wir diskutieren hier in der Bibliotheca Albertina, dem Hauptgebäude der Universitätsbibliothek Leipzig, auf Einladung des Institut Français und dem Leiter von dessen Leipziger Büro, Franck Trouilloud, bei dem ich mich zuerst bedanke. Ich freue mich, dass so viele gekommen sind, um Patrick Bazin aus Lyon zu hören, den ich ebenso herzlich begrüße und bitte, sich selbst kurz vorzustellen.

Patrick Bazin (PB): Ich bedanke mich zunächst für die Einladung in diese herrliche Bibliothek, die ich vor zwei Jahren schon einmal mit Franck Trouilloud besichtigt habe, dem ich heute Abend auch danke. Ich freue mich sehr, ein zweites Mal in dieser Stadt zu sein und mit Ihnen in einen Dialog zu treten, Herr Schneider. Sie gehören zu den Bibliothekaren und Intellektuellen in Deutschland, die interessante Blicke auf die Zukunft der Bibliotheken und der Wissensgesellschaft werfen. Sie haben mich gefragt, wer ich bin: Ich bin Direktor der Bibliothèque Municipale, der Stadtbibliothek Lyon, einer typisch französischen Stadtbibliothek, in der man öffentliches Leben findet. Zugleich dient sie der Bewahrung und Erforschung des kulturellen Erbes

und ist diesbezüglich in Frankreich die wichtigste Bibliothek nach der Französischen Nationalbibliothek. In Lyon muss ich verschiedene Tätigkeiten kombinieren, einmal ausgerichtet auf das breite Publikum in einem sozial sensiblen Viertel, zum anderen ausgerichtet auf französische und ausländische Forscher. Nachdem ich 32 Jahre lang in der Stadtbibliothek Lyon gearbeitet habe, davon 18 Jahre als Direktor, werde ich allerdings die Stadt Lyon verlassen, um demnächst in Paris die Bibliothek des Centre Pompidou (Bpi oder Bibliothèque Publique d'Information) zu leiten. Das stellt eine große Herausforderung dar.

UJS: Bibliotheken begreift man heute ganz allgemein unter der Voraussetzung von Herausforderungen. Wir sind aus der Zeit herausgetreten, die eine ruhige bibliothekarische Entwicklung kannte; Vermehrung der Bestände, Vermehrung der Lesesaalplätze. Bibliotheken werden heute unter Voraussetzung des Internets begriffen. Dazu meine erste Frage: Stellt das Internet für Bibliotheken in Ihrer Sicht eine Chance dar, und wenn ja, welche? Oder ist es eher eine Gefahr, und wenn ja, welche?



Patrick Bazin (li.) und Ulrich Johannes Schneider diskutieren in der Bibliotheca Albertina Leipzig

Foto: Universitätsbibliothek Leipzig

PB: Sicher gilt beides zugleich. Man darf die Frage des Internets nicht nur absolut positiv oder absolut negativ betrachten. Das Internet ist ein weiteres Kapitel in der großen Menschheitsgeschichte, die von Kenntnis, Wissen, Verbreitung des Wissens und Kommunikation zwischen den Menschen handelt. Und die große Frage stellt sich auf der Ebene der Menschheit, die durch das Internet versucht, das Feld des Wissens auszudehnen. Es gibt einen französischen Roman »Die Ausdehnung der Kampfzone«.¹ Wir erleben gerade eine Ausdehnung des Wissens, einmal in quantitativer Hinsicht: Es gibt mehr und mehr Informationen, die für die Öffentlichkeit zur Verfügung stehen; zum anderen in qualitativer Hinsicht: Es gibt mehr und mehr Verwendungsweisen des Wissens und Blickwinkel, auch kulturelle, die sehr vielfältig sind. Die Ausdehnung des Wissens bringt zugleich einen neuen Zwang mit sich. Buch und Bibliothek haben bisher auf Zwänge geantwortet, denen das Abendland in den letzten fünf bis zehn Jahrhunderten ausgesetzt war. Diese Periode geht zu Ende, das Feld wird weiter, komplexer, und man braucht neue Antworten. Es besteht eine Gefahr für Bibliotheken, die nach einem Vektor des Wissens konzipiert wurden, der physisch und stabil ist, nämlich dem Buch. Dagegen ist klar, dass das Internet sich im Verhältnis zwischen Wissen und Menschen auf ein dynamisches Modell stützt. Folglich fällt es den Bibliotheken schwer, mit dieser neuen Form der Verbreitung von Wissen zurecht zu kommen. Zugleich kann das Internet aber auch eine Chance für die Bibliotheken sein, wenn diese die richtigen Mittel finden, um auch in den kommenden Jahren für die Wissensgesellschaft Akteure zu sein. Das setzt aber reichlich Fantasie seitens der Bibliothekare voraus.

UJS: Ich möchte den Skeptiker spielen und gegen diese schöne Erzählung davon, dass die Kommunikation durch das Internet sich erweitert, protestieren. Bibliotheken hatten nicht die Aufgabe, *irgendwas* zu kommunizieren, sondern sie sollten *Wissen* kommunizieren. Bei öffentlichen Bibliotheken waren das: Romane, Literatur, also ein Wissen, in dem gedacht wurde, das man kannte und wiedererkannte aus Zeitungen, ein allgemeines Wissen. In den Universitätsbibliotheken war es ein viel spezialisierteres, geordnetes, fachliches Wissen. Die Bibliotheken haben also nicht irgendwie Wissen kommuniziert, so wie das heute im Internet geschieht, sondern sie haben für die Benutzer eine Welt zur Verfügung gestellt, in der man sich auf gebahnten Wegen zurechtfinden konnte, in der man seinen Horizont erweitern konnte. Man ist durch die Tür in eine Bibliothek gegangen und war in einer anderen Welt; in einer besseren Welt natürlich, in

einer schöneren Welt voller fantastischer Geschichten und unglaublicher Wissenshorizonte, aber es war vor allem eine *andere* Welt. Was jetzt durch das Internet und seine Verschränkung mit der Bibliothek passiert, würde ich eher negativ beschreiben: Die Tür fällt weg, und zwar in dem Sinne, dass die Leute *in* der Bibliothek plötzlich sagen, »da draußen gibt's auch so viel – Google hier, Google da – ich muss hier nicht rein, ich muss mich in keine eigene Welt begeben. Ich muss keine Kultur des Lernens entwickeln; ich kann einfach Klick machen und habe etwas«. Wenn die Tür wegfällt, wenn die Unterscheidung wegfällt, dann fällt etwas weg, was für Bibliotheken wichtig war, nämlich eine Lesekultur, die sich mit bestimmten Inhalten verbunden hat und die eben nicht einfach identisch war mit der Kommunikation schlechthin.

PB: Ich bin meinerseits nicht einverstanden mit der Trennung, die man zu häufig macht – und ich dachte, man würde das nur in Frankreich tun! – zwischen einerseits dem Wissen und andererseits der Kommunikation. Und ich möchte an Proust erinnern – einen der großen Autoren des 20. Jahrhunderts, mit dem man typischerweise das kulturelle Lesen verbindet –, der das Lesen »in seinem ursprünglichen Wesen« das »fruchtbare Wunder einer Kommunikation im Herzen der Einsamkeit« nannte.² Natürlich ist das Lesen eines Buches ein einsamer Akt, ein singuläres Kolloquium mit dem Autor durch die Seite hindurch. Aber es ist auch, wie Proust eben sagt, ein Akt der Kommunikation. Und ich denke persönlich, dass im Laufe der Jahrhunderte die Geschichte des Buches sowohl als eine Geschichte der Kommunikation zwischen den Menschen als auch als Geschichte des einsamen Lesens von Büchern analysiert werden kann. Schon das einsame Lesen insbesondere des Romans ist Teil eines sehr viel breiteren Phänomens, das den Intellektuellen oft entgeht, nämlich der Ausdehnung des Gebiets des Wissens, der Kommunikation zwischen den Menschen, des Gesprächs zwischen Menschen.

Ich benutze gern den Begriff des Gesprächs. Für mich ist die Verbreitung der Bücher im 16., 17. und 18. Jahrhundert die Ausdehnung der Gemeinschaft der Leser, bis heute verbunden mit einem Gespräch, einer verschobenen, sehr langsamen Konversation. Man braucht Zeit, um ein Buch zu lesen, und die Bücher zirkulieren nicht so schnell. Aber wenn man zu mehreren das gleiche Buch liest, dabei eine Affinität und mögliche Interpretation entwickelt und immer wieder auf den Text zurückkommt, ist das eine Art des Gesprächs, die die Macht vor allem der abendländischen Länder ausmachte und das mehrere Jahrhunderte lang: So entstand eine Gemeinschaft, die offen war; jeder

konnte frei lesen und interpretieren, wie er wollte. Zugleich lasen alle die gleichen Bücher, und so konstituierte sich eine Gemeinschaft des Denkens und damit des Schicksals. Auch darin besteht die Geschichte des Buchs, und das Internet heute kann nur im Lichte dieser Geschichte verstanden werden. Das Internet ist die Fortsetzung dieser Bewegung. Das Wissen, das durch das Internet übertragen wird, durch die Gemeinschaften, die sich wiederum dank des Internets konstituieren, ist nicht gleicher Natur wie das Wissen, das sich in den Büchern niedergeschlagen hat und bis heute eine besondere Weise der Aneignung kennt. Wir erleben in der Tat einen Wandel der Übertragungs- und Verbreitungsweisen; wir kommen von vertikalen Weisen zu mehr horizontalen Weisen, zu interaktiveren und dynamischeren Weisen, die die Leser stärker einbeziehen und die Nutzer zu Akteuren des Systems machen. Das geht schneller, und der Leser kann reagieren und sogar selbst schreiben. Wir erleben das Entstehen einer Wissensgesellschaft, die sehr viel horizontaler und polyzentrischer ist, und die die Natur des Wissens selbst weiterentwickelt.

Damit will ich sagen, dass sich das Wunder dessen, was Sie beschreiben, verliert, nämlich die Bibliothek als ein Mikrokosmos, der im Universum des Buchs die Welt selbst konzentrierte. Das ist der Begriff der Enzyklopädie, auf den wir zurückkommen können. Die Organisation der Bibliothek hat eine unmittelbare Beziehung zur enzyklopädischen Beziehung der Welt und des Wissens. Mit dem Buch haben wir ein System aufeinanderfolgender Filter, und die Bibliothek ist ein Filter unter anderen, durch den die Individuen zum Wesentlichen vordringen. Dieses System verschwindet vor unseren Augen. Man kann heute nicht mehr von einem Mikrokosmos sprechen, wenn man vom Internet spricht. Das Internet ist kein Mikrokosmos. Sie sagen es selbst oder haben es nahegelegt: Das Internet ist einerseits eine Darstellung der Welt und verbreitet Gedanken, Wörter, Sätze, Bilder; es ist wie die Bibliothek in gewisser Weise ein Werkzeug der Re-Präsentation, aber es ist zugleich auch ein Erfahrungsfeld. Im Internet gibt es eine Mischung von Darstellungen durch Ideen, Texte und Wörter mit der realen Erfahrung des Lesens. Die Trennung zwischen der Welt der Vorstellung und der Welt des Lebens selbst, diese Trennung verschwindet schrittweise aufgrund des Internets. Und das verändert völlig die Vorstellung, die man vom Wissen und seiner Übertragung haben kann.

UJS: Für mich hat jetzt der Abend seine Erfüllung gefunden, denn Herr Bazin hat genau das gesagt, was ich hoffte, ihn sagen zu hören. Ich habe kaum jemanden sonst je so lebhaft darüber reden hören, wie selbst-

verständlich das Internet ist. *C'est la vie même*, es ist das Leben. Und es ist wunderbar zu sehen, dass die Bibliothek mit ihrer Sonderstellung, die ich absichtlich herausgestellt habe – auch um den unter Bibliothekaren verbreiteten konservativen Gesichtspunkt bzw. den unter Wissenschaftlern verbreiteten elitären Gesichtspunkt zu betonen – bei Patrick Bazin einfach verschwindet.

Sie begreifen die neue Welt, die sozialen Netze, die vielen neuen Wege, Informationen auszutauschen, als Herausforderungen an die alte Bibliothek, die ganz einfach daran teilnehmen muss. Der Weg in die Bibliothek ist jetzt kein selbstverständlicher mehr. Nehmen wir an, die Bibliothek sei eine Einrichtung, ein schönes Gebäude, ein Saal, eine bestimmte Anzahl von Büchern, so ist sie gleichzeitig der Ort, wo man telefoniert, Nachrichten schickt, kommuniziert. Kann das so bleiben? Bleibt die Bibliothek ein Internet-Café mit Buchanschluss? Oder kann sie aus dieser Tatsache, dass sie ein sozialer Ort ist, ein prominenter Ort in der Gesellschaft, noch mehr machen? Wenn ich in die Lesesäle gehe, sehe ich junge Leute, die arbeiten, indem sie lesen, das Internet und sämtliche dort vorhandenen und erschlossenen Quellen benutzen und dann etwas schreiben, natürlich gleich in den Computer, was man auch sofort versenden kann. Diese Menschen arbeiten schon hybrid. Sie sitzen, haben als Ersatz für Stift und Papier den Laptop, sind aber längst zeitgleich in anderen Welten unterwegs: Sie sind schon gar nicht mehr eigentlich da. Die Tatsache aber, dass sie die Bibliothek betreten, um weg zu sein, bezeichnet eigentlich das, was in Bibliotheken immer schon stattgefunden hat. Man war immer schon weg; schon als es nur Bücher gab, war jedes Werk ein Tor in eine andere Welt, eine Entfernung von sich selbst. In einer Bibliothek konnte man diesen Prozess kollektiv begehen. Bis heute sind Menschen, die in Bibliotheken gehen, so etwas wie verschworene Freunde. Man weiß, es kann kein ganz schlechter Mensch sein, der eine Bibliothek betritt.

In welcher Weise muss man den Umgang mit Literatur neu denken? Momentan haben wir Bildschirme, auch gibt es das iPad. Wir werden sicher noch andere Formen haben, Texte zu lesen, die uns immer leichter als irgendein Papier den elektronischen Text zugänglich machen. Der elektronische Text wird neben dem papierenen Text immer stärker präsent werden. Bleibt es aber bei Büchern, die einen Anfang und ein Ende haben, oder sind Texte in einer absehbaren Zeit nur noch Anlässe zu kommunizieren? Ich lese etwas und blogge darüber; ich lese etwas und schicke einen Text anderswohin; ich konversiere direkter, als ich das vorher getan habe: Verstärkt sich damit die Einsamkeit des Le-

sens oder die gemeinschaftliche Natur? Ich frage das, weil ich es wirklich nicht weiß. Aber Sie vielleicht?

PB: Nein, auch ich kenne die Antwort nicht. Alle menschlichen Aktivitäten sind textuelle Aktivitäten, und die Dokumentationstechniken dienen der Strukturierung dieser Texte, des Zugangs, der Umwandlung dieser Texte, wobei diese Techniken allen gehören. Heute haben die Bibliotheken nicht mehr die Führungsrolle darin, zu klassifizieren und damit Formate oder Strukturen der Dokumente zugänglich zu machen. Die Technologie wird immer perfekter, die Bibliothekare benutzen heute vor allem Software und damit Dokumentationen, die sie nicht selbst erfunden haben. Anders gesagt: Die Bibliothek, d. h. die Textualität einerseits und die Dokumentationsmittel andererseits, gewinnen durch das Internet; damit verliert die Bibliothek ihre Besonderheit.

Aber es gibt gute Aussichten dafür, dass das Internet das Lesen und Schreiben entwickeln wird. Ich bin kein Spezialist der neuen Software, aber das Phänomen scheint mir sehr interessant. Vielleicht finden Sie es schockierend, wenn ich sage, dass ich als Leser von Proust, als jemand mit philosophischer Ausbildung, der gern Spinoza, Descartes und andere relativ lange Texte liest, oft denke, dass es sehr viele redundante Bücher gibt. Die meisten Bücher von 200 bis 300 Seiten enthalten einen nur kleinen Informationswert. Wenn Twitter heute darin besteht, eine Information auf 25 Zeichen zu kondensieren, scheint mir das sehr interessant und signifikant für die Entwicklung der Gesellschaft. Informationen auf so wenig Zeichen reduzieren ist sinnvoll, weil man mit den anderen kommunizieren muss. Wissen heißt nicht, einen Zugang haben zu einem Reservoir von Kenntnissen, sondern Wissen heißt interagieren mit anderen, Erkenntnisse produzieren. Wir müssen die Kommunikation verbessern, das Feld der Kommunikation ausdehnen. Jemand, der heute in seinem Beruf und in seinem Familienleben nicht in der Lage ist, Zugang zu sehr verschiedenen Gebieten zu haben, kann nicht mehr wirklich an der Gesellschaft teilhaben, in der er lebt. Wir sind mit der Notwendigkeit der Vielfalt und der Schnelligkeit konfrontiert. Die Internetwerkzeuge sind Antworten auf quasi anthropologische Zwänge. Die Bibliotheken allein können darauf nicht mehr antworten. Ich sage nicht, dass das Buch keine Rolle mehr spielt oder die Bibliotheken keine Rolle mehr spielen, aber so wie vor 30–40 Jahren die Bibliotheken und die Bücher den Bedürfnissen entsprachen, ist das heute nicht mehr der Fall.

Wichtig ist nicht das Überleben des Buchs – das Buch wird sowieso überleben und die Bibliotheken

auch –, sondern das kognitive Phänomen zu verstehen, das sich gerade vollzieht: das Internet als Ausdruck der Ausdehnung des kollektiven Denkens. Das Denken war in seinem Wesen immer kollektiv. Ich schätze Descartes, aber er hatte unrecht, als er das Denken als etwas nur Individuelles beschrieb. Nein, das Denken ist von vornherein eine kollektive Erscheinung, und das Internet ist das zeitgemäße Werkzeug, um auf dem Feld des Denkens voranzukommen. Die Bibliothekare müssen sich schon die Frage stellen, was ihre Rolle ist, wozu sie gut sind. Ihre Rolle ist es m. E. nicht, das Buch zu verteidigen, sondern ihren Zeitgenossen zu erlauben, weiterhin Akteure in einer Gesellschaft zu sein. Die Bibliotheken von morgen muss man als Orte denken, die für die Wissensgesellschaft nützlich sind. Und es spielt dabei vielleicht keine Rolle, welche konkreten Mittel benutzt werden. Das Denken ist Kommunikation, und das Internet ist Kommunikation.

Wozu Bibliotheken? Wozu könnten sie dienen? Ich denke weiterhin, dass wir einen öffentlichen Raum des Wissens brauchen; die Vielfalt der Meinung und Gedanken muss gewahrt bleiben. Aber menschliche Wesen empfinden das Bedürfnis, sich über Verfahren, über Diskussionsmodalitäten, über Diskussionsräume zu einigen. Die Herausforderung für Bibliothekare besteht heute darin, dass es eine Notwendigkeit gibt, etwas zu erfinden, und zwar Verfahren und Mittel zu erfinden, die den Menschen erlauben, gemeinsam zu leben und sich über Modalitäten der Diskussion zu einigen. In dieser Hinsicht denke ich, dass die Bibliotheken – wie Sie selbst sagen – Räume sind, die in der Gesellschaft ihren Platz haben, in den Städten, in den Vierteln, in den Dörfern. Es sind Orte der Nähe, an denen Individuen zusammenkommen, sich treffen. Es sind auch Instanzen, die offen bleiben für die Vielfalt der Welt. Sie können helfen, nicht bei der Bewahrung und Rettung, sondern bei der Organisation eines Raums für das intellektuelle Zusammenleben. Wenn ich das sage, bin ich vielleicht noch Gefangener einer etwas statischen Sicht der Kultur. Gemeinsame Inhalte sind heute sehr mobil, dynamisch; es ist schwierig, sie zu stabilisieren. Man kann heute schwer definieren, was das Grundwissen ist, das jedes Individuum braucht, denn alles ändert sich sehr schnell. Ich denke dennoch, dass das Bedürfnis nach gemeinsamen Orientierungspunkten wichtig bleibt, trotz der Vielfalt, trotz der Dynamik der heutigen Gesellschaft. Ich denke, die Bibliotheken haben hier eine wichtige Rolle zu spielen.

UJS: Diese Aufgabe der Bibliothek, die als kultureller Akteur tätig wird, also aus sich heraus geht, von innen her jene Türe aufstößt und das Publikum einlässt, das

würde ich zusammenfassen unter dem Stichwort des Interesses. Bibliotheken leben, weil es ein Interesse an dem gibt, was Bibliotheken bieten können. Ich sage das extra so umständlich, weil das Interesse nicht unmittelbar nur an Texten besteht. Es ist ein Interesse am Erlebnis von Literatur in einem bestimmten Rahmen. Dieses Interesse, das gegenwärtig von der Kultur der elektronischen Welt überformt wird – wie alles davon überformt wird –, hat jetzt andere Gestalten. So finde ich es richtig, wenn Sie sagen, dass Bibliotheken diesem neugestalteten Interesse etwas Neues zu geben haben. Wir hier in Leipzig machen beispielsweise keine Massendigitalisierung, sondern spezielle Digitalisierungen in einzelnen Forschungsprojekten, aber wir tun das durchaus nicht nur, weil es wissenschaftlich angezeigt ist, sondern auch weil es den Effekt hat, Texte, die bisher versteckt existierten, öffentlich zu machen, in den öffentlichen Raum zu überführen. Dazu gehören Handschriften und andere seltene Texte, die ungerechtere Weise, und nur weil sie selten waren, getrennt wurden von gedruckten Büchern, die überall zirkulierten.

Alle Bibliotheken mit Altbestand artikulieren diese Trennung zwischen Handschriften und gedruckten Büchern, auch wenn in beiden Textsorten dieselben Gedanken zirkulieren. Vor allem aus konservatorischen Gründen – und insofern gut verständlich – setzt man eine Schranke und reserviert das Eine nur für Spezialisten und gibt das Andere für jedermann frei. Diese Trennung kann man jetzt im Internet aufheben. Man kann nicht nur Bücher digitalisieren, die gedruckt sind, vielmehr ergibt sich damit auch eine Öffnungsmöglichkeit für Bibliotheken, beispielsweise in Leipzig mit arabischen Handschriften, aber auch mit lateinischen oder griechischen. Diese können jetzt ein ganz neues Leben beginnen in neuen Gemeinschaften, die auch gar nicht mehr lokal fixiert sind, sondern dort, wo an arabischer Literatur, an griechischer Literatur usw. Interesse besteht. So tun gerade Bibliotheken mit Altbestand ganz moderne Taten.

Ich will aber nicht leugnen, dass wir auch für das Stadtviertel etwas tun müssen und für die Bürger der Stadt insgesamt und nicht nur für die Arabisten und Gräcisten in der weiten Welt. Wie aber machen wir das konkret? Wenn wir die Türe öffnen, steht dann der Direktor da und sagt zu den Eintretenden: »Lasst uns mal ein Gespräch führen«? Besteht die Bibliothek darin, dass sie hauptsächlich Leute anlockt und eher zum Veranstaltungsort wird? Oder wie soll man sich das vorstellen? Herr Bazin, Sie haben lange eine Bibliothek geleitet, sie haben jetzt am neuen Ort die Möglichkeit, auch etwas Neues zu machen, wenn Sie eine neue Bibliothek leiten. Ändern Sie da etwas, bauen Sie den Eingang um? Kommt da Rotlicht rein?

PB: Bevor ich auf Ihre Frage antworte, möchte ich etwas aufgreifen, was Sie vorher sagten. Sie sprachen von meiner Forderung. Ich möchte nicht das Gefühl verbreiten, ein Populist zu sein, der anti-intellektuell ist, der gegen die Spezialisten ist, keineswegs. Ich denke im Gegenteil, dass alles, was ich versuchte zu sagen, in die Richtung einer Erhöhung des intellektuellen Anspruchs geht. Das Modell der kulturellen Demokratisierung war ein wichtiges Modell in allen westlichen Ländern und insbesondere in Frankreich. Dieser Gedanke bestimmt die Rolle der Lehrer, Bibliothekare usw. dadurch, ein Maximum von Menschen schrittweise zu den Standards der Hochkultur zu führen, die man erklären konnte und von denen man dachte, sie stellten das Wesen der Erkenntnis dar. Das hat sehr gut funktioniert. Das ist nicht schlecht, es ist in gewisser Weise ausgezeichnet, jedenfalls sehr respektabel. Aber heute genügt es nicht mehr, entspricht nicht mehr dem Bedürfnis nach Vielfalt und der Komplexität der heutigen Gesellschaft. Forscher und Intellektuelle müssen lernen, etwas zu komponieren, nützlich zu sein in einem Kontext, wo die Personen, die ihnen gegenüberstehen, nicht mehr Schafe sind, die lernen müssen, sondern Akteure werden sollen, die eine interessante Erfahrung und auch ein interessantes Denken mitbringen. Die eingewanderten Arbeiter in Lyon sind keine Intellektuellen, aber sie haben eine Erfahrung, sie haben eine Fähigkeit, durch Wörter oder Bilder ihre Erfahrungen auszudrücken, und diese Realität muss man berücksichtigen. Ich sage das keineswegs aus Populismus, ich sage es, weil ich selbst einen intellektuellen Anspruch für Bibliotheken und Hochschulen erhebe.

Und nun fragen Sie mich: »Was werde ich tun?« Das ist natürlich eine Frage, die ich mir jetzt jeden Morgen stelle. Ich gehe nach Paris und leite eine Bibliothek im Centre Pompidou, die im Grunde keinen der Bestandteile hat, die heute den Reichtum einer Bibliothek ausmachen. Die Bibliothèque Publique d'Information (Bpi) ist nur ein Lesesaal, aus dem man keine Bücher, Schallplatten, CDs, DVDs ausleihen kann. Für mich ist das Ausleihen wichtig; die Menschen möchten etwas mitnehmen, möchten zu Hause arbeiten und zurückkommen in die Bibliothek, die dann ein persönlicher Raum wird. Es entwickelt sich eine gewisse Dialektik zwischen privatem Raum und Bibliotheksraum, was bedeutet, dass Bibliothekare ihre Bibliotheken auch im Zusammenhang mit dem persönlichen Raum konzipieren sollten. Nutzer sollen das nach Hause nehmen können, was sie in der Bibliothek finden. Die Bpi leiht bisher nicht aus. Kann man das verändern? Das muss man den Direktor fragen, und noch bin ich dort nicht Direktor. Es gibt keine Vernetzung der Bpi; es ist *eine* Bibliothek ohne Zweigbibliotheken in den Stadtvier-

teln. In Lyon leite ich ein Netz von 15 Bibliotheken. Wir sprachen noch nicht davon, aber dieser Begriff der Nähe, den Menschen nahe sein, ist grundlegend, denn je mehr das Internet und das Denken globalisiert werden, desto mehr ist die Verwurzelung in der Nähe wichtig. Und die Bibliothekare haben in der Verknüpfung zwischen Globalem und Lokalem eine Rolle zu spielen. Für die Bpi muss man innovative Lösungen finden, in Richtung Interaktion mit dem Publikum, Einbeziehen des Publikums bei der Koproduktion von Dokumentationen, von Wissensformen. Ich kann mir sogar vorstellen, dass die Bpi morgen an der Herstellung von Erinnerungen teilhaben wird, Erinnerungen an Paris oder an Städte der Pariser Region, und ich kann mir vorstellen, dass so die Bpi wieder das wird, was sie vor 30 Jahren war. Man muss, denke ich, die experimentelle Dimension des Laboratoriums Bpi entwickeln, und das ist eine riesige Herausforderung.

UJS: Gerne will ich diesen letzten Faden, der wirklich utopisch ist, aufgreifen, dass man Bibliotheken nicht von der Passivität her begreifen soll. Wir hatten es schon verschiedene Male angesprochen: Die Benutzer sind aktiv, tun etwas, transformieren sich, machen

Erfahrungen. In einer Universitätsbibliothek ist das am sichtbarsten: Studierende schreiben Texte, die sie selber voranbringen, die ihr Leben verändern, weil sie sie zum Abschluss eines Studiums bringen, und dann sieht die Welt ganz anders aus. Wenn wir die Bibliotheksnutzung von dieser Produktion her begreifen, dann besteht die Forderung an die Bibliothek, neue Wege zu finden, zur Produktion einzuladen. Sie könnte etwa ihr Gebäude begreifen als eines, das dazu vielfältigen Anlass gibt. Ich meine mehr als die traditionellen Programme, Typ Autorenlesung, das machen wir auch, das ist wichtig. Unterhaltungen, Gespräche über Literatur, auch über Wissenschaft gibt es an vielen Orten, das könnte man eigentlich auf die Bibliothek ausdehnen. Noch sind wir in einem Zustand, wo die Bibliothek als ein etwas »Daseiendes« begriffen wird, das etwas hat, einen Bestand. Das ist ein ganz träges Wort, das etwas meint, was steht. Wir müssten den Bestand aber dynamisch denken, so wie er in jedem Lektüreakt, in jedem Schreibakt dynamisch wird.

¹ Vgl. Michel Houellebecq: Ausweitung der Kampfzone. Reinbek 2001 [frz. Extension du domaine de la lutte].

² Vgl. Marcel Proust: Sur la lecture – Tage des Lesens. Faksimile und Begleitband, Frankfurt am Main 2004.

GESPRÄCHSRAHMEN

Die Diskussion zwischen Patrick Bazin, bis vor kurzem langjähriger Direktor der Bibliothèque Municipale de Lyon, nun Direktor der Bibliothèque publique d'Information in Paris, und Ulrich Johannes Schneider, seit 2006 Direktor der Universitätsbibliothek Leipzig, geschah auf Einladung und mit Unterstützung des Institut Français de Leipzig. Beide Diskussionsteilnehmer sind schon vorher mit Beiträgen zur Rolle der Bibliotheken unter veränderten medialen Bedingungen hervorgetreten. Die Begegnung fand in der Bibliotheca Albertina Leipzig am 29. April 2010 statt. Der hier vorliegende Text basiert auf der Simultanübersetzung von Vincent von Wroblewsky.

KONTAKT

Patrick Bazin, Directeur de la Bibliothèque publique d'information (Bpi) du Centre Pompidou, 75197 Paris Cedex 04

Prof. Dr. Ulrich Johannes Schneider, Direktor der Universitätsbibliothek Leipzig, Beethovenstr. 6, 04107 Leipzig, Tel.: 0341 – 9730501, Mail: schneider@ub.uni-leipzig.de